

INNENARCHITEKTUR IM
EINKLANG MIT NACHHALTIGKEIT

*Pure Freude
an Wasser*



GROHE

Im Rahmen der GROHE Digital Talks stellen sich renommierte Innenarchitekt*innen den Fragen und geben Einblick in ihre Haltung und ihr Verständnis für eine nachhaltige Innenarchitektur.

IM GESPRÄCH MIT JULIA SCHNEIDER,
iam interior.architects.munich

DIGITAL
TALKS

INTERVIEW MIT JULIA SCHNEIDER

iam interior.architects.munich, MÜNCHEN



Julia Schneider

GROHE: Auf Ihrer Website ist zu lesen: „Visionen gestalten. Bestehendes optimieren. Räume entwickeln. Identitäten schaffen.“ Ist es das, was für Sie Innenarchitektur ausmacht?

J. Schneider: Ja. Wir gestalten Räume für Menschen und diese Räume sind identitätsstiftend. Ganz egal, wo. Also ob im Krankenhaus, im städtischen Bereich, im Wohnraum oder im Büro. Innenarchitektur kann Räume kreieren, die Identität stiften, Marken sichtbar machen und Mitarbeitern attraktive Arbeitsbedingungen zur Verfügung stellen.

Was umfasst die Nachhaltigkeit in der Innenarchitektur?

Nachhaltigkeit hat für uns viele Komponenten. Nachhaltigkeit beginnt mit der Analyse eines Objektes und Fragen wie: Für wen plane ich? Handelt es sich beim Objekt um einen Neubau oder eine Sanierung? Was breche ich ab? Was muss entsorgt werden und wie kann es entsorgt werden? Ich selbst bin Mitglied beim DGNB. Dort geht es um eine Nachhaltigkeitsbewegung in Innenarchitektur und Architektur, was spannend ist, denn dort geht es nicht nur um Materialien, sondern auch um den Menschen im Raum. Zertifizierungen halte ich grundsätzlich für gut, allerdings müssten Label auch aktiv hinterfragt werden, damit man Greenwashing ausschließen kann.

Doch vor dem Produkt steht die Planung, mit der alles beginnt. Nachhaltig planen bedeutet multifunktionale Räume zu schaffen. Wir arbeiten gerade für das Kompetenzteam Kultur- und Kreativwirtschaft in München, die ihren Räumlichkeiten mehrere Funktionen geben wollen. Das Team entwickelt unter vielen anderen Dingen z.B. Pläne zur Doppelnutzung von Räumen in der Stadt München, so dass beispielsweise nachts in der Stadt weniger Leerstand herrscht. Auch das ist nachhaltig.

Warum hinkt der Stellenwert der Innenarchitektur oft dem der Architektur hinterher? Warum brauchen wir die Innenarchitektur?

Also den wahren Grund kenne ich nicht. Sicher gibt es eine gewisse Spezies an Architekten und auch an Bauherren, die glauben, dass man Innenarchitekten nicht braucht. Aber das wäre, als würde man beim Auto nur die Karosserie ohne Innenleben bauen. Vielleicht ist das auch ein Genderthema, denn die Innenarchitektur ist ja oft sehr weiblich konnotiert, dabei sind beispielsweise gerade die guten italienischen Innenarchitekten von den 1920er-Jahren an alle männlich. Dazu kommt, dass Innenarchitektur als etwas Teures und damit als etwas wahrgenommen wird, dass sich nur die High Society leisten kann. Ich denke, Innenarchitektur wird an dieser Stelle verkannt. Hier im Museum am Domberg haben wir einen besonderen Raum, den Lukausraum in Achse zum Turrell mit seiner „Lukes Chapel“, für die Schausammlung gestaltet. Dort haben wir einen Fußbodenwechsel vorgenommen, der erst einen Aufschrei ausgelöst hat, denn warum legen wir auf den schönen Natursteinboden einen Teppich? Aber wenn man das Raumgefüge jetzt betritt, entsteht ein gedämpftes Raumgefühl, wo kein Schild „Bitte leise sein“ vonnöten ist, denn der Raum fordert die Stille intuitiv ein. Und genau das ist es, was an Innenarchitektur, meiner Meinung nach, unterschätzt wird, denn man kann viel erreichen, ohne dass man vordergründig merkt, dass Innenarchitektur überhaupt da ist und stattfindet. Das wird leider nicht ernst genug genommen.

Was hat Sie bewogen, Innenarchitektur zu studieren?

Mein Vater ist Grafiker und meine Mutter Grundschullehrerin. Wir hatten immer den Stift in der Hand und

auch auf Reisen waren wir immer irgendwie visuell und künstlerisch unterwegs. Als Kind habe ich Bücher gelesen und bereits die Bilder in Grundrisse übertragen. Meine Mutter hat noch einen Stapel von diesen Grundrissen. Das war bei mir also schon früh Thema. Zum anderen hatte ich in meinem Kunstleistungskurs einen tollen Lehrer. Nach zwei Semestern an der LMU in München, wo ich Kunstgeschichte und Medienwissenschaften mit Schwerpunkt Architektur studiert habe, bin ich dann nach Rosenheim in die Innenarchitektur gewechselt. Ich wollte einfach praktischer arbeiten. Was mir an der Disziplin besonders gefiel – als ich bei Professor Schmidhuber bei SCHMIDHUBER+Partner als Werkstudentin und später als Angestellte gearbeitet habe – war, dass man relativ zügig Ideen, Visionen und Räume entwickeln und direkt umsetzen kann. Innenarchitektur ist für mich die Kunst, eine Vision oder eine Corporate Identity im Raum zu schaffen. Und das ist eben eine Kunst, die anders ist als die Architektur, denn Architektur muss viel langfristiger und städtebaulicher gedacht werden. Dabei sind wir als Innenarchitekten immer auch Psychologen: Ich habe schon oft Paare erlebt, die so gar nicht einer Meinung waren. Auch da bedarf es einer gewissen Objektivität, um zu sagen: „Emotionen machen wir später. Jetzt müssen wir erst mal überlegen: Wie lebt ihr? Und was braucht ihr wirklich?“

Reichen die Werkzeuge, die Sie in Ihrer Ausbildung gelernt haben aus, um die heutigen Herausforderungen zu meistern?

Nein, damals habe ich acht Semester studiert, das reicht natürlich nicht aus, um abzudecken, was den Baualltag heute ausmacht. Die Fortbildung ist hier das A und O. Meine Mitarbeiter und ich machen mindestens zweimal im Jahr Fortbildungen und /oder Studienreisen, kurze besuche in Museen – das ist mir persönlich wichtig. Man muss immer weiter lernen, sonst bleibt man in jedem Beruf stecken.

Wenn man sich die gebaute Umwelt anschaut, ist man oft überrascht, wieviel an den Menschen vorbeigeplant wurde. Woran liegt das?

Es wird einfach zu schnell gebaut. Es geht um Geld und Effektivität und nicht um die Gesundheit des Menschen. Da darf man den Architekten aber nicht allein die Schuld geben, sondern muss auch den Bauherren sagen: Plant umfassend. Denn was soll euer Endziel sein? Die Gesundheit des Menschen.“ Dabei glaube ich, dass der Planungsprozess an sich nicht verlängert werden muss, sondern dass einfach ganzheitlich geplant werden muss. Oft kommen wir Innenarchitekten dafür leider viel zu spät mit ins Boot.

Den größten Wandel erlebt derzeit wohl die Bürowelt?

Das Büro ist der Treffpunkt. Hier wird sich ausgetauscht. Das wird insbesondere in Zeiten des Arbeitskräftemangels immer wichtiger, um den Mangel zu kompensieren. Zudem findet ohne Austausch keine Zukunft, keine Weiterentwicklung statt. Deswegen sind unter anderem Großraumbüros so wichtig, denn dort hört man, was passiert und was die aktuellen Themen und Herausforderungen sind. Unternehmen brauchen jetzt gestaltete Räume und müssen den Mitarbeitern etwas bieten, um sie wieder ins Büro zurückzuholen. Dieser Wandel ist toll. Aber natürlich müssen sowohl Chefs als auch Mitarbeiter den Wechsel mittragen und sich klarmachen, dass alle von einer neuen Office-Qualität profitieren können. Interessant bei einem Bürorundgang bei Adidas war die Erkenntnis, dass laut dem Unternehmen oft die jungen Mitarbeiter territorialer sind als die alten. Man geht dort davon aus, dass Mitarbeiter, die noch am Beginn ihrer Karriere sind, die Sicherheit eines festen Arbeitsplatzes brauchen. Die etablierten Mitarbeiter hingegen, scheinen so souverän mit ihrer Arbeit und ihrem Platz im Unternehmen umgehen zu können, dass ihnen das non-territoriale Arbeiten leichter falle.

Inwiefern wird die Digitalisierung das Erleben von Räumen verändern?

Die Digitalisierung macht es den Bauherren einfacher, sich für einen Entwurf zu entscheiden. Aber das war es dann auch schon. Wobei das natürlich eine Frage des Bauherrn ist: Manche Projektentscheider brauchen die Visualisierung, um sich etwas vorstellen zu können und kurzfristig Entscheidungen verbindlich treffen zu können. Andere wiederum brauchen den Interpretationsspielraum, den Handskizzen und Collagen offenlassen. BIM ist wiederum auf der Baustelle revolutionär, weil alle Gewerke besser miteinander arbeiten können. Der digitale Zwilling ermöglicht, dass man alle Eventualität einfacher durchspielen kann, noch bevor gebaut wird. Das ist hilfreich. Wichtig ist, sich klar darüber zu sein, dass es zum Beispiel auf dem Bau – ganz gleich welche Technik zur Anwendung kommt – weiterhin immer auch den Menschen brauchen wird.

Habe Sie eine sich immer wiederholende Strategie für Raumkonzepte?

Ja. Die Strategie ist: Zuhören. Wir stellen zunächst immer viele Fragen. Wir verstehen uns nicht als Spezialisten für bestimmte Bauaufgaben, sondern als Spezialisten für spezielle Lösungen. Grundsätzlich arbeiten wir immer aus der Analyse und dem Grundriss heraus und organisieren zunächst objektiv für das Projekt essenzielle Bewegungsflächen und Nutzungsbereiche. Wir sind überzeugt, Räume müssen nicht nur funktionieren, sie müssen auch Luft zum Atmen lassen, Orientierung

gebieten und können dabei unterhalten und charmant sein.

Was sind für Sie in Ihrer täglichen Arbeit die aktuell größten Herausforderungen?

Der Mensch, denn der entwickelt immer neue Bedürfnisse. Dabei müssen wir eine gewisse Logik in den Prozess mit einbringen und prüfen, ob diese Bedürfnisse wirklich wichtig sind oder nur eine Modeerscheinung, die es eigentlich nicht braucht.

Laut renommierter Architekt*innen befürworten alle das Thema Nachhaltigkeit, es darf nur keine Mehrkosten verursachen. Welche Erfahrung haben Sie gemacht?

Man muss Überzeugungsarbeit leisten. Wir befassen uns bei unseren Projekten zunächst grundsätzlich nicht mit Materialien und Dingen, die fehlen, sondern mit dem, was vorhanden und erhaltenswert ist. Denn ich glaube, der erste Schritt zur Nachhaltigkeit ist, dass man weniger neu bauen und entsprechend weniger entsorgen muss. Also dass man mit den Ressourcen und Energien, die in ein Objekt bereits hineingeflossen sind, bewusst umgeht. Ich glaube, das können wir Innenarchitekten sehr gut. Grundsätzlich lässt sich zum Thema sagen: Die Auftraggeber kommen nicht mit der Aussage zu uns „Ich möchte nachhaltig bauen“ sie haben vielmehr eine Vision vor Augen, die wir als Planer mit nachhaltigen Ideen ergänzen können. Natürlich bedeutet das Bewahren auch einen gewissen Aufwand. Das, was später wieder glänzen soll, muss zunächst geschützt und dann aufgearbeitet werden und das bedeutet eben auch einen monetären Aufwand. Auch das muss einem als Bauherr erst mal klar sein. Was am Ende umgesetzt wird, kann vielfältig sein. Manchmal müssen wir auch die „Kröte fressen“ und dann doch den Kunststoffboden einbauen. Das kann ich aber immer auch „unter Protest“ machen, indem ich schriftlich festhalte, dass ich aus folgenden Gründen von dieser Entscheidung abrate. Dennoch, es gibt für jede Entscheidung ihre Gründe.

Nach welchen Kriterien suchen Sie Industrieprodukte aus?

Wir suchen zunächst optisch aus. Ästhetik ist uns wichtig. Aber auch die Funktionsweise und die Kosten müssen stimmen und zum Bauherren passen. Je nach Kunde legen wir Wert auf bestimmte Nachhaltigkeitszertifizierungen oder Kreislauffähigkeit. Zudem bin ich der Meinung, dass es menschlich und einfach zugehen muss: Es ist natürlich schön ein Haus ohne Schalter zu haben und alles mit dem Handy schalten zu können. Aber dieser digitale Ansatz ist eben auch komplex und nicht mehr so einfach selbstständig reparierbar, wie das bei mechanischen Dingen der Fall ist. Ein übertechnisiertes Gebäude

wird damit unmenschlich. Ich finde es großartig, was digital möglich ist, aber manchmal müssen wir auch wieder zurück zum einfachen Schalter und simplen Mechaniken kommen, die ganz ohne Strom und Komplexität auskommen und damit auch mal effizienter und nachhaltiger sind.